

Spurensuche: „Tabubruch – gibt’s das noch?“

Antonio Loprieno, Christkatholische Gemeinde Bern, 2. Mai 2017

Ich lese aus Jesaja 64, 5: Und wie unreine Menschen sind wir alle geworden, und unsere Gerechtigkeit ist wie ein von der monatlichen Blutung beflecktes Gewand. Und wie Laub sind wir alle verwelkt, und wie der Wind trug uns unsere Schuld davon.

Liebe Gemeinde!

Der ägyptische Beamte Rawer, der in der V. Dynastie um 2300 vor Christus lebte, liess gemäss damaligem Usus in seinem Grab seine autobiographischen Erinnerungen einmeisseln, um damit seinen Anspruch auf den Totenkult zu bekräftigen. In diesem autobiographischen Text erzählt er, dass eines Tages während einer religiösen Feier sein Bein unbeabsichtigt das Szepter in Pharaos Hand berührte. Sofort intervenierte der König und sagte etwas, was uns bei unserer Spurensuche nach dem Tabubruch stutzig macht: „Bleib heil. Man soll Dir keine Hiebe zufügen, denn Du bist für mich wertvoller als alle anderen Menschen“. Und es ist der König selbst, der anschliessend befiehlt, dass man diese ausserordentliche Episode in Rawers Grab dokumentieren soll. An jenem Tag war es in der Tat zu etwas Seltsamem gekommen: Trotz des ungeheuerlichen Tabubruchs, in physischem Kontakt mit dem Göttlichen getreten zu sein (egal ob gewollt oder ungewollt), beschloss der König aus Zuneigung, Rawer nicht zu Tode prügeln – das einzige, wodurch diese Gotteslästerung hätte aus der Welt geschafft werden können – sondern im Gegenteil unversehrt leben zu lassen. Der von Rawer begangene Tabubruch war gewesen, die Unantastbarkeit des Königs verletzt zu haben. Moralische Wertung spielte dabei überhaupt keine Rolle?

Zeigt diese Geschichte einen lediglich der altägyptischen Kultur eigenen Sachverhalt? Nein. Im biblischen Buch der Richter, im Kapitel 13, wird von einem Mann namens Manoach berichtet, dessen Frau steril ist. Gott erhört Manoahs Bitte und schickt ihm seinen Boten *in incognito*, um die Geburt seines

Sohnes Simson zu prophezeien. Als Dank beschliesst Manoah, auf einem Altar aus Stein ein Ziegenböcklein als Opfer darzubringen. Hier lese ich den Text, Verse 19-24: [19](#) *Da nahm Manoach ein Ziegenböcklein und Speisopfer und brachte es auf einem Felsen dem Herrn dar. Und Wunderbares geschah, während Manoach und seine Frau zusahen. [20](#) Und als die Flamme vom Altar gen Himmel aufloderte, fuhr der Bote des Herrn in der Flamme des Altars auf. Als Manoach und seine Frau es sahen, fielen sie zur Erde auf ihr Angesicht. [21](#) Und der Bote des Herrn erschien Manoach und seiner Frau nicht mehr. Da erkannte Manoach, dass es der Bote des Herrn gewesen war, [22](#) und sprach zu seiner Frau: Gewiss werden wir nun sterben, weil wir Gott gesehen haben. [23](#) Aber seine Frau antwortete ihm: Wenn es dem Herrn gefallen hätte, uns zu töten, so hätte er das Brandopfer und Speisopfer nicht angenommen von unsern Händen. Er hätte uns auch all das nicht sehen und jetzt nicht hören lassen. [24](#) Und die Frau gebar einen Sohn und nannte ihn Simson. Und der Knabe wuchs heran, und der Herr segnete ihn.*

Auch hier wird ein Tabubruch, der darin besteht, das Göttliche – wiederum unbeabsichtigt – mit den eigenen Sinnen erfahren zu haben, nur durch Gottes eigene Intervention neutralisiert werden. Eine erste Schlussfolgerung könnte also lauten: Tabubruch heisst, die Grenze des Göttlichen zu überschreiten.

In der Urzeit, erzählen uns die ägyptischen Quellen, lebten Götter und Menschen zusammen im Frieden. Aber irgendwann rebellierten die Menschen gegen diese kosmische Ordnung. Ein mythologischer Text erzählt wörtlich: „Dann planten die Menschen einen Angriff gegen die Feinde des Sonnengottes“. Wer sind nun diese „Feinde des Sonnengottes“, gegen die sich die Menschen auflehnten? Und was soll dabei schlecht sein, kann man sich fragen, sich gegen Gottesfeinde aufzulehnen? Wenn überhaupt, dann wäre es doch eine gute Sache gewesen, gegen Gottes Feinde zu rebellieren. Das Problem ist aber, dass es die „Feinde des Sonnengottes“ realiter gar nicht gibt. Es handelt sich um einen sog. apotropäischen Ausdruck, eine Art sprachliche Mauer vor dem Namen des Sonnengottes, um ihn gegen die bloße Erwähnung einer möglichen Attacke gegen ihn prophylaktisch zu schützen. Eine auch nur rein verbale Kontiguität zwischen dem Sonnengott und dem Angriff gegen ihn

wäre einem Tabubruch gleichgekommen. Deshalb schützt man seinen Namen durch die sprachliche Voranstellung dessen Gegenteils, d.h. dessen Feinde.

Ägyptischer Aberglaube? Nein, denn auch in diesem Fall haben wir eine biblische Entsprechung. In 2 Sam 11-12 lesen wir, dass König David einen seiner Soldaten, den Hethiter Uriah, in den sicheren Tod auf dem Schlachtfeld schickt, um an dessen Frau heranzukommen, die er begehrt. Davids Verhalten wird vom Propheten Nathan in harten Worten verurteilt, was zu Davids Bereuung führt. Aber Nathan prophezeit weiter: „In diesem Fall hat Dir der Herr deine Sünde verziehen. Du wirst nicht sterben. Aber weil Du in dieser Angelegenheit die Feinde des Herrn beleidigt hast, ist es dein zukünftiger Sohn, der sterben wird.“ Wiederum sind die Feinde des Herrn nichts anderes als eine sprachliche Barriere, um den Namen Gottes nicht mit einer Sünde zu kontaminieren und damit einen Tabubruch zu begehen. Und übrigens: Was wir in der hebräischen Bibel mit „Herr“ übersetzen, ist auf Hebräisch *Jahweh*, der Name des israelitischen Gottes, ein Name, den zu Tempelzeiten nur der Hohe Priester einmal pro Jahr aussprechen durfte und dessen Aussprache im Judentum (und auch in den christlichen Übersetzungen der hebräischen Bibel) bis zum heutigen Tag mit einem strengen schriftlichen und sprachlichen Tabu belegt ist. Unsere erste These lässt sich also bestätigen: Tabubruch heisst, Gottes Grenze sinnlich – in diesem Fall durch das sprachliche Gehör – zu überschreiten.

Unantastbarkeit (Tastsinn, Sicht), Unaussprechbarkeit (Gehör). Damit schützte man sich am Anfang unserer religiösen Kulturgeschichte vor der Gefahr eines physischen Kontaktes mit der göttlichen Sphäre, einer Berührung mit der Macht, die von den Religionswissenschaftlern mit dem lateinischen Konzept des „Numinosum“ beschrieben wird. Im ersten Jahrtausend vor Christus fand dann nicht nur in Israel, sondern im gesamten Mittelmeerraum, eine pragmatische Wende in der Religion in der Form von Reinheitsvorschriften statt, die den Tabubruch mit dem Konzept der Unreinheit oder der Kontaminierung in Verbindung setzte. Die sinnliche Grenze des Göttlichen betraf ab diesem Zeitpunkt nicht nur den Tastsinn oder das Gehör, sondern auch den Geschmack oder den Geruch. In Lev. 10,10 wird Israel aufgerufen,

zwischen „sakral und profan, zwischen unrein und rein zu unterscheiden“. Im religiösen Leben geht es nun darum, um es mit Qohelet zu formulieren, „gerecht und ungerecht, rein und unrein zu trennen“ (Qoh 9,2). Das ist auch der kulturelle Kontext des Eingangs vorgelesenen Textes aus dem Buch des Jesaja. Einen Tabubruch begeht jetzt jener, der sich die Hände, oder den Mund, oder die sexuellen Bereiche mit unreinen Speisen oder unkeuschem Verhalten „schmutzig macht“. Somit wird die physische Dimension des Tabu durch das ethische Moment komplementiert, das früher fehlte. Dieses Verständnis von Tabu ist zum Teil heute noch lebendig, etwa im orthodoxen Judentum oder in neuzeitlichen Formen religiöser Praxis wie den Mormonen. Das Christentum hat sich in seiner Theologie mit Tabus immer schwer getan: Tabubruch ist dem Christentum sozusagen eingeschrieben. Die Vorbereitung auf Gottes Reich erfolgt nicht durch die Einhaltung von Reinheitsvorschriften, sondern durch das Gebot der Liebe. In Mt 8, 21-22 fragt einer von Jesus' Jüngern, ob er seinen Vater begraben könne, bevor er sich der Gemeinschaft anschliesst. 22 *„Aber Jesus sprach zu ihm: Folge du mir und lass die Toten ihre Toten begraben!“* Eine regelrechte Aufforderung zum Tabubruch! Und Paulus' „Beschneidung der Herzen“ macht definitiv Schluss mit dem physischen Charakter der Tabus, und privilegiert stattdessen die moralische, ethische Dimension religiösen Verhaltens. Und der historische Abbau von Tabus geht weiter: Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto mehr nehmen in unserer Kulturgeschichte die Tabubrüche zu. Auch die Reformation bricht mit mehreren Tabus auf einmal: mit der Autorität des Lehramtes, mit der sakramentalen Auslegung des Priestertums, mit der Transsubstantiation von Brot und Wein beim Abendmahl. Und seit der Aufklärung findet eine geradezu programmatische Beschleunigung von Tabubrüchen statt: Welche Tabus können noch einer kritischen Überprüfung durch die menschliche Vernunft standhalten? Wahrscheinlich nur jene, für die sich auch physikalische Gründe oder ökonomische Anreize finden lassen: Das Tabu des Inzestes, weil es zu genetischen Missbildungen führt; die Unbezahlbarkeit des menschlichen Lebens, wobei moderne Ökonomen Konzepte entwickelt haben, mit deren Hilfe wir angeblich den Wert eines „statistischen“ Lebens ermitteln können.

Dennoch: Trotz dieser scheinbaren Aufhebung von Tabus und Tabubrüchen möchte ich behaupten, dass spätestens in der zeitgenössischen populistischen Krise der Aufklärung wir Menschen Tabus brauchen, und vor allem dass wir uns vor einem gefährlichen Tabubruch hüten sollten: der Verstoss gegen die Gottesfurcht. Ja, Gottesfurcht: Um Tabus wahrzunehmen, und auch um sie gegebenenfalls zu brechen, muss man lernen, das Göttliche zu spüren, seine Spur zu erkennen. Und: um Tabus wahrzunehmen, und auch um sie gegebenenfalls zu brechen, muss man lernen, sich vor ihm auch zu fürchten. Wir müssen lernen, unsere individuellen Ängste durch Gottesfurcht zu disziplinieren. Zusehends ist nämlich in unserer westlichen Kultur Gottesprimat durch das Primat des eigenen Selbst, und Furcht durch Angst ersetzt worden. Diese Entwicklung nehme ich als moralische Abdrift wahr, weil wir uns oft einbilden, die Unsicherheit des Glaubens gegen eine scheinbare Sicherheit des Wissens eintauschen zu können. Das ist ein ruinöser Deal, wie man an Phänomenen wie *fake news* oder Wutbürgertum leicht ersehen kann. Gottesfurcht ist genau deren Gegenteil: es ist das Bewusstsein, dass dem Wissen und dem Erfolg, um die wir uns bemühen, ethische Grenzen gesetzt sind, dass wir nicht alles können dürfen; dass es in der Verwirklichung eigener Ziele oder Ideale so etwas gibt wie ein Tabu, eine Linie der Hybris, die zu überschreiten wir uns – auch die nicht religiösen unter uns – der „Gottesbeleidigung“ schuldig machen. Anders als beim ägyptischen Beamten Rawer oder beim biblischen Manoah werden wir für solche Tabubrüche keine physischen Sanktionen erleiden. Aber eine moralische Sanktion schon, jene des Verlustes der eigenen ethischen Richtschnur. Und das ist genau das, was jenes Tabu, jene Gottesfurcht bewirkt, die ich mir selbst auferlege: sie festigt in unserem Herzen und in unserem Gewissen die Spur des Göttlichen, die uns allen Menschen seit Adam und Eva eingeschrieben ist.

Amen.